



Glaubenssachen

Sonntag, 17. Dezember 2023, 08.40 Uhr

„In allem ist etwas zu wenig“
Weihnachtlicher Konsumrausch und adventlicher Entzug
Von Gotthard Fuchs

Redaktion: Florian Breitmeier
Rudolf-von-Bennigsen-Ufer 22
30169 Hannover
Tel.: 0511/988-2395
www.ndrkultur.de

- Unkorrigiertes Manuskript -

Zur Verfügung gestellt vom NDR

Dieses Manuskript ist urheberrechtlich geschützt und darf nur für private Zwecke des Empfängers benutzt werden. Jede andere Verwendung (z.B. Mitteilung, Vortrag oder Aufführung in der Öffentlichkeit, Vervielfältigung, Bearbeitung, Übersetzung) ist nur mit Zustimmung des Autors zulässig. Die Verwendung für Rundfunkzwecke bedarf der Genehmigung des NDR.

Die Kinder schreiben ihren Wunschzettel, die Weihnachtsmärkte locken, Geschenke werden gekauft, Weihnachtspost vorbereitet, Konzertkarten vorbestellt, womöglich ist der Urlaub längst gebucht, im Schnee oder im Süden, – eine eigentümliche Unruhe geht durch das Land: freudig erregt ein bisschen, mit allerdings schon wachsender Hektik. Am bevorstehenden Jahreswechsel allein liegt es gewiss nicht. Mag auch die Bilanz zu erstellen oder Inventur zu machen sein – die adventliche, die vorweihnachtliche Spannung geht tiefer.

Was ist da los? Wo spielt unsereiner da mit? Solche Fragen scheinen deshalb wichtig, weil sie einem Widerspruch entspringen: das Fest soll ja schön sein, die Vorbereitung gründlich, keine zusätzliche Hektik – aber unter der Hand kippt das doch um in zusätzlichen Druck, in Planeritis, ja in vorweihnachtlichen Stress. Warum dieser Überschlag, warum diese Lust am Übermaß? Ist es die Lust am Schenken und Beschenktwerden – aber selbst da schon wieder das Kalkulieren und Rechnen und Verrechnen. Oder: schlummert noch tiefer die Angst, zu kurz zu kommen und etwas zu verpassen? Nochmals anders: Ist es der Wunsch, den jährlichen Alltag für eine festliche Zeit zu überhöhen? Der Wunsch nach Überschreitung – wie groß muss der Hunger sein, dass der Wunsch nach Fülle und Erfüllung maßlos wird und sich förmlich überschlägt?

Eine Vermutung liegt nahe: „In allem ist etwas zu wenig“, sagte die Dichterin Ingeborg Bachmann. Alles hat den Geschmack nach mehr – und zugleich ist das Gespür lebendig: „es muss mehr als alles geben“. Nur konsumieren, produzieren und Freizeit gestalten – das kann es doch nicht gewesen sein. Ein spiritueller Denker früherer Zeiten hat es steil auf den Satz gebracht: „Nichts ist der Gottesliebe so ähnlich wie die Sucht“. Der Wunsch, möglichst viel zu haben, zu verbrauchen und auch zu verschenken ist die Spiegelschrift einer spirituellen Sehnsucht. Da lebt ein zutiefst religiöser Wunsch nach jener Er-Füllung, die dann keinen Kater und Hunger mehr hinterlässt.

Durs Grünbein, der Schriftsteller und Lyriker aus Dresden, vergleicht unsere Lebensart mit der in der Spätantike, z.B. im 4. Jahrhundert. Unsereinem heute ginge es wie Augustinus damals vor seiner Bekehrung zum Monotheismus, zum Glauben an den einen Gott der Bibel. Der Hunger nach Lebenskunst, nach Spiritualität und Mystik sei damals vergleichbar groß gewesen wie heute. Und dann schreibt Grünbein: „Das Leben, von dem Augustinus ausging, steht heute wieder ganz im Zeichen der *cupiditas*, jener Weltgenussliebe wie sie die Lehre der Kirchenväter definiert: als *Gemütsausrichtung auf den Genuß seiner selbst und des Nächsten und alles Greifbaren ohne Bezogenheit auf Gott*. Ihre Hauptelemente sind Unterhaltungslust, Schadenfreude, Sozialneid, sexuelle Verfügbarkeit und jene leicht vergeßliche Form der Todesangst, die man hier Spaß nennt oder englisch unverschämt *fun*. Fun ist der letzte, trockene Rest lebensgieriger Seelen, ihr Asbestanteil, absolut unentflammbar.“ Das mag eine arg pessimistische Diagnose sein; der Gefahr, schwarz-weiß zumalen, gilt es immer zu widerstehen. Aber ist nicht etwas von diesem Janusgesicht des Konsums genau benannt, etwas von dieser widersprüchlichen vorweihnachtlichen Hektik erst recht? „Weltgenussliebe... Genuß seiner selbst und des Nächsten und alles Greifbaren“ – und das alles ohne Bezogenheit auf Gott!

Aber: Fallen wir nicht zu früh mit der Gottesfrage ins Haus, verknüpfen wir nicht die Alltagsfragen unserer Lebensgestaltung zu früh mit religiöser Letztbindung – allerdings: vielleicht hängt eben beides doch sehr viel tiefer zusammen, als wir gemeinhin denken. Wo der Glaube an Gott verloren geht oder nicht mehr wirksam ist, schwindet ja auch die Hoffnung, die wirklich trägt. Mitten in der Sehnsucht nach innerem Frieden taucht die Hektik auf, die dieses Leben als letzte Gelegenheit nutzen muss, denn ein unendliches, ewiges Leben ist ja da nicht mehr in Sicht. Wo alles im Zeichen der Genussliebe steht, taucht dieser unersättliche Hunger nach mehr auf – und in Wahrheit geht es einem so wie Kafkas Hungerkünstler, „weil ich nicht die Speise finden konnte, die mir schmeckt.“

Advent ist nicht nur eine Jahreszeit, es ist eine Haltung. Wörtlich übersetzt heißt es: Ankunft, damit verbunden natürlich: Erwartung. Aber ursprünglich ist nicht das Weihnachtsfest im Blick, es geht um viel mehr. Die gläubigen Juden erwarten bis heute das Kommen des Messias, des göttlichen Friedensbringers. Mit dem Bestehenden können sie sich nicht zufriedengeben. „In allem ist etwas zu wenig“! Christen und Christinnen teilen diese jüdische Hoffnung und machen sie fest an der Gestalt des Juden aus Nazareth. Mit ihm ist mitten in der alten Welt eine neue aufgetaucht, und das ist der Grund christlicher Hoffnung auf ihn allein.

„Maranatha“ haben sie auf aramäisch gerufen: „Komm, komm bald“. Es ist der Sehnsuchtschrei armer, bedrängter Christengemeinden, der bis heute in jedem Gottesdienst noch mitklingt: der leidenschaftliche Wunsch, dass Er wiederkommt. Erst dann wird es überall so sein, wie es damals aufgeblitzt ist in Palästina. Da bekamen die armen Schlucker ihre Menschenwürde wieder, da konnten sich Arme und Reiche an einen Tisch setzen, da wurden psychische Krankheiten geheilt, es ging ein Ruck durch das Land. Mit Jesus verbindet sich für die Christen jenes Konzept von Feindesliebe, Vergebung und Barmherzigkeit, das universal werden will und die Menschheit im Ganzen als gottgemäße Gemeinschaft im Blick hat. Da wird das Seufzen der Kreatur gehört, nicht nur um Heil und Wohl aller Menschen geht es; die ganze Schöpfung, das Stöhnen der ganzen Schöpfung gerät in den Blick.

Advent ist der Schrei, dass alles ganz anders sein soll – eben so, wie es die Propheten Israels ausmalten und versprachen, genau so wie es bei Jesus von Nazareth aufblitzte, diesem gottesleidenschaftlichen Träumer jener anderen Welt, die er Reich Gottes nannte. Advent hat mit dieser Gottespassion zu tun. „Es komme dein Reich.“ Der Status quo, das Hier und Jetzt, hat durchaus erfreuliche Seiten – wer wollte das leugnen. Aber „in allem ist etwas zu wenig“, es gibt zu viel Unrast und Unfriede, zu viel Egoismus, Dickhäutigkeit und Dummheit. Advent also heißt Ankunft. Da wird auf neue Verhältnisse gesetzt, die im Kommen sind. Da geht's um das, was uns wirklich bevorsteht.

Zudem: Wo mit dem Tod alles aus ist, wird dieses Leben jetzt zur letzten Gelegenheit. Jahr für Jahr wird es knapper, immer mehr schwinden die Kräfte, die Lebenskurve sackt ab, und entsprechend die Hoffnung. Vom Advent ist eigentlich keine Rede mehr, denn es gibt ja nichts mehr zu hoffen und zu erwarten. Ob die so häufig anzutreffende

Hektik aus dieser verdeckten Todesangst kommt, wie Durs Grünbein meint? Wer jedenfalls im Namen Jesu überzeugt sein darf, dass ihm Gott bevorsteht und das wahre Leben, der existiert hier und jetzt wohl doch gelassener und entspannter. Um es paradox zu sagen: der Advent ist, christlich buchstabiert, solch eine entspannte Spannung, solch eine gelassene Erwartung, solch eine revolutionäre Geduld im Alphabet leidenschaftlicher Hoffnung. Advent heißt dann, sich mit dem Bestehenden nicht abfinden, es weder beschönigen noch verteufeln, ganz da sein im Hier und Jetzt, dankbar sich an Jesus erinnernd damals und sehnsüchtig ihn erwartend.

Dann gewinnt auch das Weihnachtsfest neu seinen Sinn, als Anfang nämlich, als Initialzündung einer neuen Welt, die wir aber schmerzhaft noch vermissen. Im 4. Jahrhundert erst haben die Christen das Weihnachtsfest erfunden – in jener Spätantike, die Durs Grünbein so vergleichbar findet mit unserer Gegenwart. Die Christen damals hatten den Wunsch, die Geburt Christi eigens zu feiern – und zwar am Fest des römischen Sonnengottes. Deutlich und gemeinsam wollten sie sich erinnern an das Auftauchen Jesu, die Sonne der Gerechtigkeit, die neue Welt mitten in der alten. Derart Weihnachten feiern, heißt also gerade: sich mit dem Bestehenden nicht zufriedengeben und messianisch gespannt bleiben, Juden und Christen Seit an Seit.

Gehen wir, sozusagen im Kontrast und als Lackmustest, auf einen der Weihnachtsmärkte jetzt. Ein Glühwein hier, ein Geschenkkauf dort, viel Gedränge und Bummelei, schmusige Musik, Stimmung also. Nichts dagegen, auf keinen Fall – aber was hat das mit Advent und Weihnachten noch zu tun? Schon das Wort „Weihnachtsmarkt“ ist ja ebenso verräterisch wie widersprüchlich. Weihnachten vermarkten, das ist christlich absurd. Wo es nämlich um das Auftauchen Jesu geht, um das Profil seines Lebenswerkes, da werden alle Marktgesetze gerade unterbrochen: da gelten die Armen genau so viel wie die Reichen, da muss nichts geleistet und verdient werden, da sind Konsum und Produktion keine letzten Größen, da taucht eben jene andere Wirklichkeit auf, die wir uns nur schenken lassen können.

Deshalb gehört zum christlichen Weihnachtsfest diese vierwöchige Vorbereitungszeit. Christen nehmen sich da mehr Zeit fürs Gebet, es gibt Frühschichten und Spätschichten der Kontemplation, es gibt das Bemühen um innere Neuausrichtung eben auf jenes Weihnachten, da er wiederkommt und endlich alles, wirklich alles wieder gut sein wird. Dürfen Christen also überhaupt zum Weihnachtsmarkt gehen? Ist das für sie nicht einer jener unheiligen Orte, wo die kapitalistische Lebens- und Denkform sich selber feiert? Nicht zufällig gibt es in der katholischen Kirche die sogenannten Quatembertage: einmal im Quartal des Jahres – deshalb der Name – werden drei Wochentage besonders ausgezeichnet – als Fast- und Abstinenztage. Was jeden Freitag in jeder Woche geschieht, sollte quartalsweise und eben im Advent, verdichtet geschehen: Neuausrichtung auf die Mitte christlicher Hoffnung, Widerstandsarbeit am Bestehenden und entsprechend Verzicht z.B. auf Alkohol, Süßigkeiten oder Fernsehen, Abstinenz eben. Wie zum Beispiel in der evangelischen Initiative „Der andere Advent“.

Neu entdeckt wird auch sonst, wie wichtig Diät und Heilfasten sind. Sind es nicht Zeiten und Haltungen, in denen wir neu Kontakt mit uns selbst aufnehmen, mit den

Stimmen unserer Sehnsucht in uns und mit den Nöten der Zeit außerhalb von uns? „Durch das Fasten des Leibes erhebst du den Geist, schenkst Lebenskraft und gibst dem wieder Spannung, was schlaff geworden ist“ – so heißt es in einem uralten christlichen Hymnus auf das Wirken Gottes, der in uns und zwischen uns das Leben erneuert. „In allem ist etwas zu wenig“ – das wird in solchem Heilfasten leibhaft eingeübt: es ist der gelebte Protest gegen eine Event- und Erlebnisgesellschaft.

Sucht ist die Spiegelschrift des Glaubens, „nichts ist der Sehnsucht der Liebe zu Gott so ähnlich wie die Gier“, sagte der französische Religionsphilosoph Blaise Pascal. Eine Kultur adventlichen Verzichts übt also hier und jetzt schon ein, was für alle erhofft wird: gerechte Verteilung der Güter, Weigerung, in der Überflusgesellschaft auf Kosten anderer mitzuspielen, ein klarer Protest. Die kirchlichen Hilfswerke Adveniat, Misereor, Brot für die Welt – sie zeigen, wie solch eine Kultur schöpferischer Umkodierung der Bedürfnisse nicht nur die Gesundheit des Einzelnen fördert, sondern Ausdruck ist von weltweiter Solidarität.

Eben haben wir das Wort „Weihnachtsmarkt“ für einen Moment auf die Goldwaage gelegt. Nehmen wir als zweites Beispiel, ebenso verrückt, das Wort „Zivilisationskrankheiten“, auch das ist ja ein Widerspruch in sich: das, was das Leben glücklicher, heiler, eben zivilisierter machen soll, produziert neue Krankheiten. Eine der Volkskrankheiten ist bekanntlich die Diabetes, die Zuckerkrankheit. Jeder denkende Mensch weiß, dass das Essen von zuviel Süßigkeiten ungesund ist und vielfältig krank macht, von der Karies angefangen bis zu vielen anderen Formen. Aber warum wird soviel Süßes gegessen, verführerisch angeboten und ungesund in vielen Nahrungsmitteln untergebracht? Warum so viel Geschmack daran und so viel Hunger danach?

„Sind wir für Süßigkeiten oft so verführbar, weil es uns an Zärtlichkeit fehlt, an Solidarität, an Achtsamkeit füreinander? Ist das die eigentliche Zivilisationskrankheit? Diabetes mellifluus heißt eine Form der Zuckerkrankheit, eine der verbreitetsten: „von Honig überfließend“ heißt das, wörtlich übersetzt. Der berühmte Hunger nach mehr ist es, der uns dann maßlos werden lässt und krank macht.

Einer der größten Mystiker der Christenheit hatte den Spitznamen „honig-fließend“. Bernhard von Clairvaux war ein Minnesänger Gottes. So erfüllt von der Zärtlichkeit göttlicher Liebe, brauchte er jene Süßigkeiten nicht, die heute die Geschäfte und eben die Weihnachtsmärkte überfluten. Mitten in einer alt gewordenen Christenheit damals im 12. Jahrhundert suchte er neue Formen gemeinsamen Lebens - geschwisterlicher, mit Solidarität und Gerechtigkeitsgefühl. Die göttliche Liebe, diese Zärtlichkeit und Süßigkeit, sollte konkret werden im Miteinander von Menschen, im Umgang auch mit Tieren und Pflanzen. „Honigfließend“ wird dieser Mystiker vor allem genannt, weil er das hohe Lied der göttlichen Liebe nicht nur sang, sondern lebte. Luther hat ihn über die Maßen geschätzt, und viele tun es bis heute.

Wo Menschen derart im Religiösen ihren Schatz finden, werden sie weniger abhängig von dem, was für den Augenblick zwar Befriedigung gibt und Lust steigert, in den Folgen aber krank macht. Bernhard von Clairvaux unterschied sehr genau zwischen

dem Letzten und dem Vorletzten, beides ist wichtig, aber die Ordnung muss stimmen. Natürlich ist die Verwöhnung durch süße Speisen z.B. eine wunderbare Zutat im Leben. Wir sollen sie, würden Bernhard und Augustinus sagen, dankbar gebrauchen und in Anspruch nehmen. Aber der Ton macht die Musik, und das Maß muss stimmen. Das alles nämlich gehört zum Vorletzten. Was nicht den Geschmack Gottes vertieft und seine Liebe ausdrückt und fördert, kann das Letzte nicht sein. Im Advent aber geht es, christlich, eben um dieses Letzte: um jenes wahre Leben, das die Nachtseiten des Daseins nicht ausblendet und den Tod ernst nimmt. Wo wir dieses Letzte noch nicht gefunden haben, machen wir uns vom Vorletzten abhängig – und genau das zu unterscheiden, lädt der Advent ein.

Wie sähen heute vergleichbare Initiativen aus? Ob nicht jene jungen Leute, die ein Jahr Entwicklungshilfe oder Seelsorge in verarmten Ländern machen, dem Sinn des Adventes näher sind als jene, die über den Weihnachtsmarkt schieben? Nochmal: es geht nicht darum, die vorweihnachtlichen Stimmungen und Angebote schlecht zu machen, aber: „es muss mehr als alles geben“. Es muss gelingen, endlich eine Welt zu schaffen, in der es diese hausgemachten Zivilisationskrankheiten nicht mehr gibt. Und die schlimmste Krankheit ist doch immer noch weltweit der Hunger und die schrecklich fröhlich grassierende Gewaltsteigerung zwischen den Völkern und Menschen.

Nach Ansicht des Schriftstellers Durs Grünbein stünden wir vergleichbar an demselben Punkt wie damals Augustinus vor seiner Bekehrung zum Monotheismus. Auf dem Sinnmarkt damals hatte er alle Angebote geprüft und gelebt: lebensverachtende, asketische Lebensformen ebenso wie esoterische bis hin zur gebildeten Lebenskunst des Intellektuellen. Aber erst als er das Evangelium von der göttlichen Liebe für sich entdeckte, war er am Ziel. Mitten im Vorletzten hatte er das Letzte gefunden. Nicht das, was wir besitzen und leisten macht uns demnach wirklich glücklich und heil, nein: nur jene bedingungslose Liebe, die uns immer schon entgegenkommt und die wir nicht verdienen und bezahlen müssen. „Richtig süß“. In Jesus Christus hat Gott Ja zur Welt und zu uns Menschen gesagt, und diese definitive Zusage ist es, die den Menschen befreit, die Welt zu gestalten und das Leben voll wahrzunehmen, mit seinen schönen Seiten und mit seinen schweren, aber ohne falsche Abhängigkeiten. Vor allem, so betont Grünbein: wer derart zum Glauben kommt wie Augustinus, hat einen göttlichen Ansprechpartner gefunden für alles, was ihn umtreibt: er weiß, wohin mit seinem Dank für all das hinreißend Schöne, er weiß, wohin mit seiner Klage und Anklage angesichts von Not und Verzweiflung. Und er weiß, woher er die notwendige Vergebung erhält, ohne die unsereiner mit seiner Lebensschuld nicht fertig wird. Grünbein schreibt: „Alle die Erleuchtungswege und anthropologischen Irrungen, die ihn, Augustinus, zu Gott hinführten - heute führen sie von ihm weg ins Unbekannte. Bei ihm wird jegliche Regung von Trieb und Vernunft unter Berufung auf Gott und vor dem Horizont der Bekehrung schließlich korrigiert: in einer einzigen langwierigen Beichte. Heute steht dieser verborgene Beichtstuhl leer, das All hat keine Ohren mehr, die vorchristliche Psychologie kehrt zurück.“

Diese vorweihnachtliche Adventszeit könnte uns also neu vor die Frage stellen, woran wir unser Herz hängen, was dem Leben wirklich Sinn gibt.

* * *

Zum Autor:

Gotthard Fuchs, Theologe und Publizist; Arbeitsschwerpunkt: „Geschichte und Gegenwart christlicher Spiritualität und Mystik im interreligiösen Gespräch“